



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stockhammern, Franz von: Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling
(1915-1917)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling

(1915—1917)

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium



Die nachstehenden Schriftstücke sind einer Folge regelmäßiger, vertraulicher Briefe entnommen, die ich als bayerischer Diplomat in der Zeit vom Juli 1915 bis Juli 1917 aus der Schweiz an meinen hochverehrten damaligen Chef, den bayerischen Ministerpräsidenten Grafen Hertling, gerichtet habe, um ihn seinem Wunsche entsprechend über die Grundlinien der Berichte auf dem Laufenden zu halten, die ich im Auftrag der Reichsleitung über den jeweiligen Stand der Friedensströmungen in einigen Ententeländern nach Berlin zu erstatten hatte. Diese letzteren Berichte, die etwa 500 Nummern umfassen, scheiden aus dienstlichen Gründen bei dieser Veröffentlichung aus, die sich auf eine Auswahl der an den Grafen Hertling gerichteten vertraulichen Stimmungsberichte beschränken mußte. Takt und Rücksicht auf verschiedene, teils in der Schweiz, teils im übrigen Ausland lebende Kollegen und Gewährsleute geboten, nur diejenigen Schreiben aus der Gesamtsolge herauszuheben, deren Inhalt keinen deutlichen Schluß auf besondere Quellen erlaubte.

Meine Schweizer Berichterstattung, die eine Fortsetzung meiner Tätigkeit bei der bayerischen Gesandtschaft in Rom (September 1914—Mai 1915) bedeutete, hat, ungeachtet des vertrauensvollen Verhältnisses, das mich mit dem Grafen Hertling verband, seinerzeit nicht durchweg seinen Beifall gefunden. Sie war ihm, wie er mir gegenüber, wenn ich nach München kam, wiederholt äußerte, zu „pessimistisch“. Diese Auffassung konnte an sich nicht überraschen. Graf Hertling, dem ich die letzten zwei Jahre vor dem Krieg als erster persönlicher Hilfsarbeiter im Ministerpräsidium hatte nahestehen dürfen, war ein hervorragender Geist, ein Mann von hoher geistiger Kultur und ausgeprägter Würde, „ausgerüstet“, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, „mit dem ganzen Wissen seiner Zeit“, ein vornehmer, hochgesinnter Charakter und eine durch und durch aristokratische Natur, die dem Demos im aristotelischen Sinne und wohl auch in tatsächlicher Wirklichkeit innerlich ablehnend gegenüberstand. Neben den äußeren Attributen eines glänzenden Redatoren, akademischen Lehrers und Parlamentariers besaß er ungewöhnliche Schärfe und Klugheit des Urteils und jene Abgeklärtheit, wie nur ein langes und tatenreiches Leben sie verleiht. Für immer denkwürdig geblieben ist mir in diesem Sinne der Tag der englischen Kriegserklärung. Als ich dem Ministerpräsidenten morgens um sieben Uhr in seiner Bibliothek über die aus Berlin über die Londoner Entschlüsse eingelaufenen Nachrichten Meldung erstattete, fand ich ihn vor einem großen Band Kant sitzend. Auf meine etwas überraschte Frage, woher er in dieser Zeit sich überstürzender Ereignisse die Seelenruhe nehme, die zur Beschäftigung mit derart abstrakten Gedankengängen notwendig sei, erwiderte er mir mit feinem Lächeln, daß eben diese Beschäftigung ihm die Ruhe der Überlegung sichere, deren er in diesen aufgeregten Tagen bedürfe. Einem Mann von derart ausgesprochener Neigung zu geistiger Selbstisolierung war nicht leicht beizukommen. Hierzu kam, daß derselbe Mann, der als Gelehrter, politischer Theoretiker und Philosoph auf der hohen Warte innerer, geistiger

Unabhängigkeit stand, als praktischer Politiker und Staatsmann dem Begriff der Autorität und seinen Verkörperungen eine besonders hohe Bedeutung zumah und von der Überzeugung beseelt war, man müsse die Autorität unter allen Umständen unterstützen. Autorität in diesem Sinne während des Krieges war für ihn die amtliche Berliner Meinung. Berlin seinerseits war vom Attentat in Serajewo bis zum Vorabend des Ultimatus, von den Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich bis zu den Friedenssaktionen unentwegt optimistisch und zwar nicht nur nach außen hin, sondern auch im internen Verkehr der Bundesstaaten und vornehmlich gegenüber München. Man hat dem Grafen Hertling den ungerechten Vorwurf gemacht, er habe sich diesem Optimismus kritiklos angeschlossen. Dies war nicht der Fall. Graf Hertling war sich klar des Ernstes der Lage bewußt, in die die Nation durch die von Berlin aus leichtfertig gebilligte Wiener Demarche in Belgrad gestürzt wurde. Er war über die verhängnisvollen Möglichkeiten, die das zum 23. Juli geplante Ultimatum an Serbien in Gefolge haben konnte, durch den seinerzeit von der Eisner-Regierung veröffentlichten Bericht der bayerischen Gesandtschaft in Berlin vom 18. Juli vollkommen aufgeklärt, der auf gewissenhaften Erfundigungen im Auswärtigen Amt beruhte, und dessen Verfasser nur seine Pflicht erfüllte, wenn er alles, was man ihm in der Wilhelmstraße sagte, sorgfältig und ohne eigenen Kommentar nach München berichtete. Das dienliche Alter und die amtliche Gereiftheit des in Frage stehenden Diplomaten schloß zudem jede Möglichkeit aus, er könne die maßgebenden Herren des Auswärtigen Amtes mißverstanden haben, wie Staatssekretär von Jagow in einer Nebenbemerkung seines Buches zu diesem für das damalige Auswärtige Amt ja gewiß nicht sehr angenehmen Punkt andeuten zu müssen glaubte. Auch der russische Gesandte in München, Herr von Bulakel, hatte dem Grafen Hertling in jenen verhängnisvollen Tagen in nicht mißzuverstehenden Worten den Standpunkt Rußlands zur Kenntnis gebracht: „La Russie“, sagte Herr von Bulakel wörtlich, „ne permettra jamais, que la pauvre Serbie soit mangée“. Als Graf Hertling diese immerhin ernste und ernst zu nehmende Äußerung telephonisch nach Berlin melden ließ, begegnete sie überlegenem Lächeln. Ein Bericht des bayerischen Gesandten in Petersburg hatte ebenfalls seinen Eindruck auf den Grafen Hertling nicht verfehlt. Baron Grunelius hatte seine Auffassung dahin präzisiert, daß er den Optimismus, mit dem die Berliner politische Leitung die Lage beurteile, nicht zu teilen vermöge, und in der letzten Juliwoche die Situation in die Worte zusammenfaßt: „La Russie recule pour mieux sauter.“ Wenn Graf Hertling trotzdem auf die Einberufung des auswärtigen Ausschusses verzichtete, so geschah dies aus vaterländischen Erwägungen. Berlin hatte aus Gründen, die damals in München noch nicht klar zutage liegen konnten, abgewinkt. Graf Hertling seinerseits wünschte alles zu vermeiden, was die ihm als von hoher Warte aus gefaßt erscheinenden Berliner Entschlüsse durchkreuzen konnte. Bei diesem für Berlin vielleicht angenehmen, im Laufe der ferneren Entwicklung aber für das Reichsganze verhängnisvollen Verhältnis zwischen Berlin und München blieb es, solange Graf Hertling bayerischer Ministerpräsident war. Es war aber unter diesen Umständen eine innere Notwendigkeit, daß Graf Hertling pessimistische Auffassungen, wie sie in meinen Berichten zum Teil zum Ausdruck kamen, nicht gut aufnahm. Jedes Urteil, das eine Spitze gegen die Wilhelmstraße oder gar den Kanzler Bethmann, zu enthalten

schien, war ihm unsympathisch, da er in redlicher Überzeugung in Herrn von Bethmann Hollweg den von der Vorsehung gesandten Lenker der Nation in diesem Krieg erblicken zu müssen glaubte. Für diese seine Auffassung, die Verlauf und Ausgang des Krieges leider als eine grausame Selbsttäuschung erwiesen, hat sich Graf Hertling mit der ganzen Vornehmheit und Fähigkeit seines Wesens, sowohl seinem Herrn und König gegenüber, dem mehr als einmal nicht unbeträchtliche Zweifel an der Staatskunst des Herrn von Bethmann Hollweg aufstiegen, der aber ein zu konstitutionell gefinnter Monarch war, um seinem Herzen anderswo als in vertrautem Kreise in dieser Hinsicht Luft zu machen, wie anderen Zweiflern gegenüber mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens eingesetzt. Der damalige Reichskanzler hatte daher niemand zum ausdauernden und verlässigeren Freunde und zur stärkeren Stütze als den greisen Grafen Hertling, der bei allen kritischen Anlässen von Berlin aus mit Erfolg für das Verbleiben des Kanzlers im Amt mobilgemacht werden konnte.

In dieser Atmosphäre konnten Berichte aus einem Land, wo alles die Sprache kühler Kritik sprach, nicht auf große Erfolge rechnen. Nichtsdestoweniger war es Pflicht, die Linie einer gewissen Nüchternheit einzuhalten, die allein gewährleisten konnte, daß der bayerische Ministerpräsident, der für die Kriegspolitik des Reiches eine starke Mitverantwortung trug, wenigstens hier und da die Wahrheit hörte, und zwar so, wie sie sich in der Schweiz in fröstelnder Nacktheit darstellte. Die Methoden, mit denen die damalige Leitung unserer Auslandspolitik eine allzu unbequeme Wißbegierde bundesstaatlicher Ministerpräsidenten auf das ungefährliche Gebiet umfangreicher Situationsberichte aus China und Mexiko abzuwenden wußte, machte es notwendig, den Grafen Hertling besonders auf jene Punkte hinzuweisen, in denen die mir zugängliche Meinung neutraler, insbesondere kurialer Diplomaten, sowie offizieller und inoffizieller Abgesandter unserer Verbündeten von den heimatischen Auffassungen in besorgniserregender Weise abwichen. Der homöopathische Wahrheitsgehalt, den ich nach meiner Rückkehr aus Rom im Mai 1915 in dem der bayerischen Regierung aus Berlin zugegangenen Nachrichtenmaterial über die italienischen Vorgänge vorfand, deren Entwicklung ich von Beginn des Weltkrieges bis zur Intervention Italiens aus nächster Nähe hatte verfolgen können, ließ es ratsam erscheinen, mit besonderem Nachdruck auf Fragen hinzuweisen, in denen selbst die Minimalbosen an Berliner Informationen und Berichten, die nach München gelangten, nicht der Richtigkeit entsprachen. An erster Stelle stand hier Wien, worüber in der Schweiz auf dem Wege über eine Menge dort privat und offiziös anwesender Mitglieder des österreichisch-ungarischen Diplomatenkorps und des Wiener Hochadels eine Menge höchst greifbarer Dinge zu erfahren waren. In erschreckendem Maße trat die Mangelhaftigkeit der Berliner Informationen aus Wien in den Frühjahrsmonaten 1917 zutage, als das Gespenst des Habsburger Verrates, in schattenhaften Umrissen erkennbar, bereits durch die Schweiz schlich, während die deutsche Wiener Vertretung im Gegensatz zu den nüchternen Tatsachenberichten des bayerischen Gesandten, Baron Tucher, bis zum letzten Augenblick von Umtrieben des Hauses Parma so wenig zu wissen schien, wie im Unglücksommer 1914 Reichskanzler und Auswärtiges Amt von der wirklichen Sachlage und der Mentalität der fremden Kabinette wußten. Gerade bezüglich Wiens aber stand Graf Hertling uneingeschränkt auf-

seiten der Berliner Vertrauensseligkeit. Österreich-Ungarn war ein Punkt, in dem es schwer war, sich mit ihm zu verstehen. Hier begegnete er sich in überraschender Übereinstimmung mit dem Staatssekretär von Zagow, dem er an Geist und Charakter doch weit überlegen war, und dessen Weltanschauung der seinen sonst wenig glich. Für ihn, wie für Herrn von Zagow, war Österreich das konservative und aristokratische Land par excellence, das Land ehrwürdiger und heiliger Tradition und die Macht, für deren Erhaltung und Konsolidierung unter allen Umständen einzutreten die Aufgabe der deutschen Politik sei. Die unbedingte und fast leidenschaftliche Vorliebe des Grafen Hertling für Österreich entsprang nicht etwa clerikalen Velleitäten. Während das erhabene Oberhaupt der katholischen Kirche, Benedikt XV., geleitet von dem hohenpriesterlichen Wunsche, der aus tausend Wunden blutenden Menschheit den Frieden wiederzubringen, alle zulässigen Mittel in Bewegung setzte, um das Wiener Kabinett und insbesondere Kaiser Franz Joseph zum Entgegenkommen gegenüber den italienischen Wünschen zu bestimmen, stand ein so treuer Sohn seiner Kirche, wie Graf Hertling, auf dem entgegengesetzten Standpunkt und wollte von keiner Nachgiebigkeit Österreichs in der Trentinofrage wissen. Sein sonst klarer und nüchterner Verstand sah in dieser Beziehung nicht so richtig, wie das weit und tief blickende Auge des Papstes. Es war seine ausgesprochen aristokratische, alten Überlieferungen folgende Betrachtungsweise der Dinge, die den Grafen Hertling zu derartiger Nachgiebigkeit gegenüber Wiener Anschauungen und Wünschen führte. Aus solcher Voreingenommenheit für die Hofburg und die Doppelmonarchie erklärt sich neben manchem anderen auch der Standpunkt offener Gegensätzlichkeit, den Graf Hertling dem Fürsten Bülow gegenüber seit Beginn des Weltkrieges einnahm. Daß der Fürst, als er im Dezember 1914 die von ihm als die Aufgabe eines Arztes, der an ein Totenbett gerufen werde, bezeichnete römische Mission übernahm, für die Notwendigkeit sofortiger territorialer Konzeptionen an Italien eintrat, daß er in Berlin empfahl, in weiser Bemessung des ungeheuren Einsatzes, der auf dem Spiele stand, Italien in großzügiger Weise entgegenzukommen, begegnete in München einer von Wien aus mit Geschick genährten Mißbilligung.

Fürst Bülow sah in der Schwäche und Unselbständigkeit unserer damaligen Politik gegenüber Österreich einen der dunkelsten Punkte am deutschen Horizont. Er erinnerte gern an das bekannte Wort des Fürsten Talleyrand, daß jede Allianz dem Verhältnis zwischen Reiter und Pferd gleiche, daß es aber darauf ankomme, der Reiter zu sein und nicht der Gaul. Er ging davon aus, daß wir Österreich führen, nicht aber uns von Österreich ins Schlepptau nehmen lassen dürften. Er ordnete in der Trentinofrage die österreichischen „Sentiments“ umso kaltblütiger dem deutschen Interesse unter, als er fand, daß wir schon mehr als genug für diesen Alliierten getan hätten, für den und durch den wir uns in den furchterlichsten aller Kriege hatten hineinziehen lassen. Er hielt also ein Entgegenkommen gegenüber den italienischen Wünschen für geboten, da es klar war, daß nur so einem Eintreten der Halbinsel in den Krieg vorgebeugt werden konnte. Der Fürst wußte auch, welche schwere diplomatische Fehler bei der Vorbereitung des Ultimatum, wie in der Zeit zwischen dessen Übergabe in Belgrad und der Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich und Rußland gegenüber Italien begangen worden waren, Fehler, die ein Einlenken doppelt notwendig machten.

Für Graf Hertling stand hingegen die Frage im Vordergrund, ob Wien ein Opfer überhaupt zugemutet werden könne, eine Frage, die er unbedingt verneinte. Die Abneigung gegen den Fürsten Bülow, die in Wien herrschte, fand beim Grafen Hertling Widerhall, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß dieser Wiener Abneigung von Berlin aus verständnisvoll dadurch nachgeholfen wurde, daß aus Berichten und Briefen des Fürsten dies oder jenes, was nicht gerade schmeichelhaft für die Wiener Politik war, von der Spree in die Donau geleitet wurde. So wurde erreicht, daß bei jeder Berliner Kanzlerkrisis Wien gegen eine etwaige Wiederberufung des Fürsten Bülow Widerspruch erhob, was sich in der Zeit des Friedens von Brest-Litowsk bis zu jenem Artikel des offiziellen „Wiener Fremdenblattes“ steigerte, der sich für den Fall der Rückkehr des Fürsten in geradezu dreifachen Drohungen erging. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß seit dem Bestehen des deutsch-österreichischen Bündnisses, das heißt, während fast 40 Jahren, Deutschland sich sorgsam jeder Einmischung in österreichische Personalfragen enthalten und nie auch nur andeutungsweise diesen oder jenen österreichischen Ministerkandidaten als persona minus grata bezeichnet hatte. Kaum ein Jahr nachdem das Reich Bismarcks sich eine solche Ingerenz hatte gefallen lassen, brach Oesterreich zusammen und wir, Gott sei es geklagt, mit ihm. In späteren Jahren, wenn über diese Vorgänge freier gesprochen werden kann, wird über dieses Kapitel noch manches zu sagen sein. Es waren an Idiosynkrasie gemahnende Erregungszustände, in die man sowohl in der Berliner Wilhelmstraße wie auf dem Wiener Ballhausplatz geriet, wenn der Name des Fürsten Bülow in der Auslandspresse etwa mit der Unternote auftauchte, der Fürst werde Deutschland bei den feinerzeitigen Friedensverhandlungen vertreten. Daß Fürst Bülow in der Schweiz sich in vornehmster Weise von jeder politischen Betätigung zurückhielt, daß er keinen fremden Diplomaten, nie einen fremden Journalisten sah, wurde ignoriert. Es offenbarte sich in diesem Punkt zwischen Wien, Berlin und München eine Eintracht und Herzlichkeit, eine Rücksichtslosigkeit des Vertrauens und eine Entschlossenheit zu gemeinsamer Abwehr, von der man nur hätte wünschen können, daß sie in Lebensfragen der Nation sich ähnlich aktiv manifestiert hätte.

Jede Reise nach Berlin oder München bestätigte dem aus neutralem Lande Kommenden aufs neue den Unterschied, der zwischen dem Nebelmeer von Illusionen, das über dem Reiche lagerte und der klaren, scharfen Luft nüchternen Kritik bestand, wie sie in Bern und anderen Orten der Schweiz wehte, wo sich Diplomaten und Nachrichten aus allen Ländern des kämpfenden Erdkreises kreuzten. Der stärkste Eindruck, den ich in dieser Hinsicht empfing, war die an einen Jubelrausch gemahnende Stimmung, die ich am 13. Dezember 1916 in Berlin antraf, wo man eben das seit Monaten vorbereitete, in der Schweiz bereits signalisierte Friedensangebot der Zentralmächte bekannt gegeben hatte. Zwei Herren aus der nächsten Umgebung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, zu denen mich mein dienstlicher Weg führte, gaben ihrer strahlenden Zuversicht auf das unmittelbare Bevorstehen des Friedensschlusses einen so treuherzigen Ausdruck, daß man versucht war, zu glauben, die Entente habe Deutschland den Frieden angeboten, und man komme aus einem Land der Träume

und nicht aus der Schweiz, wo alles, was man seit Wochen und Monaten beobachtet hatte, gegen die Opportunität eines derartigen Friedensschrittes sprach. Die skeptischen Auffassungen, die in dieser Hinsicht in der Schweiz bestanden und über die ich berichtete, fanden ihre volle Bestätigung durch das, was ich am 26. Dezember 1916, 5 Tage vor der brüskten Ablehnung der Entente aus Bern als die bestimmte Äußerung eines gewöhnlich gut unterrichteten päpstlichen Diplomaten nach Hause melden konnte. Nur aus diesem Zustand chronischer Selbsttäuschung heraus ist es zu erklären, daß man in Wien und Berlin so ziemlich jedes Quartal, auf meist vage Agentennachrichten hin, sich am Vorabend eines Friedensschlusses wähnte, während man es mit einer gewissen Konsequenz unterließ, die ersehnte Friedensanbahnung auf dem Weg loyaler, durch die Berliner Regierung gedeckte Inanspruchnahme einer neutralen Macht oder wenigstens durch Beauftragte zu versuchen, die nicht von vornherein durch den zweifelhaften Charakter ihrer Legitimation den fremden Vertretern Mißtrauen einflößen mußten. Dem deutschen Prestige hat während des Krieges nicht zuletzt die Unmenge von Leuten, die sich in der Schweiz und den Niederlanden, in Dänemark und in Schweden als angebliche Vertrauensträger Berlins umhertrieben, sich bei näherem Ansehen aber meist als unbeauftragte Geschäftsführer entpuppten, erheblichen Schaden getan, da hierdurch bei unseren Gegnern die Meinung geweckt und genährt werden mußte, wir piffen schon 1916 und 1917 zum mindesten auf dem vorletzten Loch.

Was die Einzelheiten der Berichte anlangt, so hängen die Hauptfragen, die darin behandelt sind, mit den großen Wendepunkten des Krieges zusammen. Im Vordergrund stand zunächst unsere Stellung zu Italien. Im damaligen Auswärtigen Amt, insbesondere bei Herrn von Jagow, galt als Axiom, Italien stehe vor der Revolution, die Monarchie werde kopfüber gehen, Italien werde sobald als möglich einen Separatfrieden nachsuchen. Wie irrig diese in den nachfolgenden Berichten von Anfang an bekämpfte Auffassung war, hat der Verlauf des Krieges bewiesen. Italien war schon vor dem Kriege in wirtschaftlicher, nationaler und militärischer Beziehung weit über den landläufigen Begriff hinaus gewachsen, den man sich in Deutschland zurecht gelegt hatte und hatte in den zehn Monaten seiner Neutralität (August 1914 — Mai 1915) so bewundernswerte Proben nationalen Elans und gestrafter Disziplin abgelegt, daß die von Berlin und Wien aus propagierte Idee von einem raschen Zusammenbruch der italienischen Kriegspolitik als morbides Wahngelbilde erscheinen mußte. Graf Hertling, der schon aus früheren Jahrzehnten eine gewisse Ranküne gegen Italien hatte, die selbst in seinen Kanzlerreden noch zum Ausdruck kam, teilte bedauerlicherweise die schlechte Meinung Herrn von Jagows über Italien. Er wollte sich nicht zu dem innerlichen Zugeständnis durchringen, daß Italien formell berechtigt war, den *casus foederis* als nicht gegeben zu betrachten, nachdem ihm Berlin in engstem Einvernehmen mit Wien die D marche in Belgrad verheimlicht, nachdem Herr von Jagow dem italienischen Botschafter Bollati gegenüber noch bis zum Vorabend der Übergabe des Ultimatus in Belgrad bestritten hatte, auch nur das Geringste über die Wiener Absichten zu wissen, und nachdem Deutschland endlich, in rätselhafter Überstürzung und gegen die Meinung sowohl des Generalstabs-

chefs wie des Staatssekretärs des Reichsmarineamts, von sich aus an Frankreich und Rußland den Krieg erklärt hatte, gar nicht zu sprechen von den Schwierigkeiten, denen im weiteren Verlauf in Wien und in Berlin die auf Grund des Dreibundvertrages berechnete Auffassung Roms begegnete, daß Italien im Hinblick auf die im Balkan sich vorbereitenden territorialen Veränderungen einen Anspruch auf Sicherung territorialer Konzessionen habe. In Berlin, wo man allen Anlaß hatte, die groben, im Juli 1914 Italien gegenüber begangenen Fehler zu vertuschen, unterließ man nichts, was die Antipathie des Grafen Hertling gegen die Politik des Quirinals fördern konnte. Berichte, die, wie einige der nachstehend abgedruckten, eindringlich vor den Illusionen eines italienischen Separatfriedens, einer baldigen Revolution und des Sturzes der Dynastie Savoyen warnten und nachdrücklich auf den mit jedem Kriegsmonat bewunderungswürdig wachsenden italienischen Patriotismus hinwiesen, fanden daher in München wie in Berlin nur kühle Aufnahme. Ähnlich stand es mit der belgischen Frage. Von allem Anfang ließen die Äußerungen verlässiger neutraler Freunde keine irgendwie gearteten Zweifel darüber zu, daß England an Friedensverhandlungen, für die nicht die vollkommene völkerrechtliche, wirtschaftliche und militärische Wiederherstellung Belgiens selbstverständliche Voraussetzung sei, sich nie beteiligen würde. Die Dauer des Krieges war ferner eine Frage, die von Herbst zu Herbst aktueller wurde und hinsichtlich deren in den mir zugänglichen politischen Zirkeln in der Schweiz schon im Jahre 1915 die Überzeugung bestand, daß vor dem Jahre 1917 ein Ende nicht zu erwarten sei. So stark wurde schon damals der Kampfwille und die Kampfstärke Englands eingeschätzt, ebenso im Jahre 1916, als die Möglichkeit einer Verschärfung des deutschen Ubootkrieges die Welt beschäftigte und im Jahre 1917, als die absolut gerechnet großen, relativ gemessen aber ungenügenden Ergebnisse des verschärften Ubootkrieges die öffentliche Meinung Englands stark zu beunruhigen begannen. In klarem Widerspruch zu der offiziellen Berliner Meinung mußten ferner Berichte stehen, die wahrheitsgetreu sich über die Höchstleistungen äußerten, die man in diplomatischen Kreisen der Schweiz den Vereinigten Staaten von Nordamerika zutraute. Von besonderem Gewicht für die Beurteilung dieses Problems war hier die Meinung des päpstlichen Vertreters in der Schweiz, der lange Jahre an der apostolischen Delegation in Washington tätig gewesen war, Amerika nach allen Enden hin bereist hatte und aus der Zeit dieser seiner Wirksamkeit nicht nur ein gründliches und gereiftes Urteil über die Verhältnisse Amerikas, sondern auch eine Fülle wertvoller Verbindungen besaß, die ihn in den Stand setzten, sich ein klares Bild von dem Kampfgeist zu machen, der im Frühjahr 1917 die Union mit der Wucht eines Tropenfiebers befiel. Wer das, was dieser kluge und aufrichtige Freund des Friedens, der ganz im Sinn und Geist Benedikts XV. rastlos für die Ermöglichung einer Anbahnung von Friedensverhandlungen tätig war, in vertrautem Kreis über die Leistungsmöglichkeiten Amerikas entwickelte, — es entsprach in allem den Anschauungen großer Schweizer Geschäftsleute, die Amerika kannten, — mit den albernen Äußerungen zusammenhielt, in denen man sich in Berlin, und zwar nicht nur in Volksversammlungen und in der Presse, sondern auch in maßgebenden Kreisen über die amerikanische Intervention erging, mußte

schon im verhängnisvollen Sommer 1917 um den Ausgang unserer Sache ernstlich besorgt sein.

Die Stellungnahme der Berichte zu den hier angedeuteten Problemen ergibt sich aus der Lektüre. Die Bemütigung, durch sie die Meinung des Grafen Hertling im Sinne nachdrücklicher Vorstellungen in Wien und Berlin zugunsten eines „Schlusses zu rechter Zeit“ beeinflusst zu haben, ist dem Verfasser versagt geblieben. Als ich den Grafen Hertling im Herbst 1917 in Berlin wieder sah, war er, ein hochbetagter und für das kundige Auge des früheren Mitarbeiters erschreckend gealterter Mann, Kanzler des Deutschen Reiches geworden. Daß er das Amt nicht gesucht hatte, wird ihm jedermann bezeugen, der weiß, wie er sich seinerzeit im Jahre 1912 unter Berufung auf seine Gesundheitsverhältnisse und sein damals schon geschwächtes Augenlicht geweigert hatte, das Amt des bayerischen Ministerpräsidenten anzunehmen. Wenn er sich 5 Jahre später entschloß, bei erheblich geminderten Körperkräften die unvergleichlich größere Bürde des Reichskanzleramtes zu übernehmen, so geschah dies aus Beweggründen hoher Vaterlandsliebe und in der durch seine parlamentarische Vergangenheit berechtigten Überzeugung, daß er der Mann sei, um mit dem Reichstag, in dem man damals die Quelle allen Übels sah, fertig zu werden. In gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Zeitpunkt gelang dem Grafen Hertling die Lösung dieser Aufgabe, dank der unvergleichlichen Meisterchaft, mit der er in attischer Form und mit großer Schlagfertigkeit in kritischen Augenblicken die parlamentarische Situation zu meistern wußte. Es war dies aber mehr das Auflackern einer erlöschenden Flamme, als die Betätigung geistiger Spannkraft und wegweisender Energie, deren die Nation in ihrer furchtbaren Lage bedurfte. Die geistige Isolierung, in der Graf Hertling, der schon in München auf die Unterstützung fremder Augen angewiesen gewesen war, sich befand, nahm angesichts des riesenhaften Ausmaßes der Geschäftslast, die in Berlin auf ihm lag, naturgemäß zu. Und es war eine Tragik des Schicksals, daß das physische Erlahmen eines ehrwürdigen Greises mit dem katastrophalen Zusammenbruch seines Volkes zusammenfiel, dessen Führer er war.¹⁾

¹⁾ Mit dem Abdruck der Geheimberichte beginnen wir in der nächsten Nummer. D. Red.

